

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Schweizerische Literatur [Fortsetzung]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572838>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein zornsprühender Blick schoß unter den gesenkten Lidern der Warlamova hervor, wie das Adlerweibchen, wenn es Feinde wittert.

Don Juan trat ehrerbietig auf die Seite, um sie vorbeizulassen.

* * *

Auf dem Gefängnishof geht es laut her. Stimmengewirr, Lachen, schwere Tritte, Kettengeklirr tönt durcheinander. Liberaler haben sich die Sträflinge mit ihren Familien niedergelassen.

Auf der Treppe des Badhauses sieht ein stämmiger, fauber rasiert, anständig gekleideter Mann. Beim Anblick seines Weibes erhebt er sich gravitätisch: „Weshalb hast du Mischka nicht mitgebracht! Da ist er ja, der Taugenichts! Komm einmal her, du Schlingel!“

Eine kränklich aussehende, nicht mehr ganz junge Frau

drängt sich eilig durch die Schar der Sträflinge durch. Ein blondköpfiger Knabe mit blitzenden Augen klettert schon an ihr hinauf.

„Ich darf schon allein Waffen führen mit dem Chraouon,“ teilt er dem Vater eilig mit wichtiger Miene mit.

„Das ist brav von dir! Du bist ja ein fixer Kerl!“ lobt

dieser, liebvoll auf das gerötete Gesichtchen blickend.

„Was sind das für Geschichten mit Patka? Nimm dich in acht!“ brüllt zornig ein langer, hagerer Sträfling, seiner Geliebten mit der Faust drohend.

Eine pokernarbare, häßliche Frau entschuldigt sich im Flüsterton, wobei sie scheue Blicke nach allen Seiten wirft. Es gelingt ihr endlich, den eiserfurchtigen Gatten zu beruhigen. Die erhobene Faust sinkt, und schuldbewußt, aber mit strahlendem Gesicht läßt er sich neben seiner Ehehälftie nieder.

(Fortsetzung folgt).

Schweizerische Literatur.

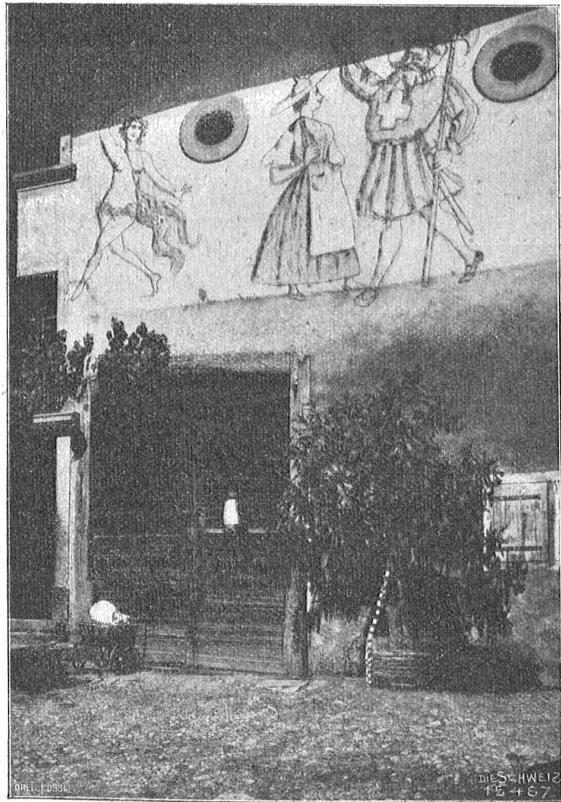
(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

Edward Behrens hat denselben Stoff gewählt wie sein Freund und Mithöriger Charlott Straßer; doch scheint ihn an der Pilatuslegende in erster Linie das Symbolische, das allgemein Menschliche zu interessieren. Solches behauptet auch der Begleitzettel, der mit einer argen Indiskretion gegen den Dichter verlündigt. Behrens arbeite gegenwärtig an einem großen Weltgeschichtlichen Epos, dessen leitende Idee der Ahasvergedanke sei, der an allen Großen der Weltgeschichte demonstriert werden solle. In einer Dichtung soll ein Gedanke demonstriert werden! Eine schauerliche Vorstellung, die einem von vorneherein den ganzen Behrens verleiden könnte! Aber glücklicherweise ersehen wir aus der vorliegenden Dichtung — und auch eine frühere Publikation, „Der tanzende Papst“, hat uns darüber belehrt — daß wir es in Wirklichkeit durchaus nicht mit einem spekulierenden Gedankendichter zu tun haben, wie der Verleger uns glauben machen will. Dieser „Pilatus“ ist viel weniger zusammengedacht als — zusammengesiebert! Bei einem Traumspiel, wie Behrens seine Dichtung nennt, ist das Fiebern nun zwar einigermaßen begreiflich; ein bisschen mehr Klarheit würde aber doch dieser brauenden, wirbelnden Dichtung nicht geschadet haben, nur soviel mehr Klarheit, daß die Differenz zwischen der Inhaltsangabe im Begleitzettel und dem wirklichen Inhalt des Stücks schneller und häufiger auffallen würde, als es der Fall zu sein scheint. Ein unverkennbares Dichtertalent, an das uns „Der tanzende Papst“ noch nicht glauben ließ, und eine außergewöhnliche visionäre Kraft können dem Dichter des „Pilatus“ nicht streitig gemacht werden, und wenn es ihm einmal gelingen wird, dem heißen Blute Mäßigung zu tropfen und die schrankenlose Phantasie etwas zu bezähmen, so können wir von Edward Behrens Schönes erwarten. Gedankentiefe, glanzvolle Darstellung sind ihm ja eigen und auch Kraft, nur daß diese Kraft in vorliegendem Werke gelegentlich zur Krafthuberei ausartet, wenn unser Dichter etwa mit dem Weltall umgeht, als ob er mit Sonne, Mond und Sternen nur so Football spielen wollte. Selbstverständlich ist diese merkwürdige Dichtung trotz der dramatischen Form und trotz der Erklärung des Begleitzetts nicht als Drama aufzufassen, und ebenso stellt sich der „Luzifer“ des Paul Hugo — wie sich der junge zürcherische Dichter mit Beglaßung seines Familiennamens nennt — doch wohl lediglich als Buchdrama dar, obwohl der Autor an eine Möglichkeit der Aufführung denkt. Der Grundgedanke der Trilogie — das Stück zerfällt in die drei Teile „Adam, Kain, Jesu“ — ist dieser. Luzifer, durchdrungen von tiefster Liebe zu den Menschen, will diese befreien und Gott gleich machen, indem er sie lehrt, „Ihr Glück, ihr schweres Glück — zu schaffen!“ Seine Mission, die er in heiligster Begeisterung auf sich genommen, scheitert jedoch an der Laiheit der Menschen, scheitert an Adam, an Kain und findet ihre Erfüllung erst in dem Neuberünder des Bösen, das Luzifer geschaffen, um die Menschen zur Selbsthilfe anzureiben, in Jesu. Auf die Einzelheiten des Dramas können wir hier nicht eingehen. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß im „Luzifer“ sich ein Talent ausspricht, das ernst zu nehmen ist; die Konzeption, die Anlage der Trilogie, die Auffassung von Luzifer, der zum edeln, ringenden, von glühender Liebe erfüllten Menschheitsbefreier und dadurch selbst zur tragischen Figur im Drama wird, zeugen dafür und zahlreiche Stellen

von poetischer Kraft und dramatischer Schönheit, wie etwa die Szene des Brudermordes, wo die Erkenntnis von der Vergänglichkeit unseres Geschlechts über die ersten Menschen kommt und Kain in prometheisch trozige Worte gegen Gott ausbricht. Aber die exagerierte große Gebärde, die ein junger Dichter etwa dem großen Stoff zu schulden glaubt, fehlt auch dieser Dichtung nicht und leidet auch nicht jenes unklare declamatorische Stammeln, das der flüchtige oder naive Leser so gern für gedankenschweres Dichten nimmt. Sämtliche gleich die ersten Worte des Prologs in dem preziosen zerhackten Vermaß:

„Wirres Knospen!
Fröhles Falten!
Bitterwellen
Zagen Scheins,
Anguschwellen
Schlummermächte,



St. Légier. Maserel an einem Bauernhof.

Daß sie walten
Lebenkräfte
Und gestalten
Lebenschwung,
Lebensdrang,
Kampfesnot,
Willenssprall,
Morgenrot,
Unbewußt
Schaffenslust,
Keimend Ali!"

Das erinnert ja verzweifelt an das kindliche „Aenige-Dänige-Doppeldeh...“ und verlockt zum Fingerdrehen, bei allem Respekt für das erste Wollen eines jungen Dichters, dem es aber doch gelegentlich paßt, daß er unverfehlt den bekannten Schritt vom Erhabenen ins Lächerliche tut.

In die Welt wonniger Wirklichkeit aber und zugleich auch in den Bereich der Bühnenmöglichkeit führt uns das helle Liebespiel von Victor Hardung „Akydippe“*) ; lebendiges und gegenwärtiges Leben pulsirt in diesem Stück, obwohl es in der fernern Vergangenheit des alten Hellas spielt. Den Stoff zu seinem Lustspiel hat Victor Hardung wohl aus Ovids Heroiden geschöpft. Dort wird uns die einer verloren gegangenen Elegie des Kallimachos entnommene amüttige Liebesgeschichte der Akydippe angebietet. Alkonteus, ein Jüngling aus Keos, sieht an dem Feste der Artemis zu Delos die junge Athenerin. Von jähre Liebe zu dem schönen Mädchen ergriffen, sucht er die Akydippe an sich zu fesseln, indem er ihr im Angesicht der Göttin durch List einen Schwur ablockt. Der Schwur tritt in Kraft, und trotz allerlei Hindernissen wird das junge Paar endlich mit Artemis und des delphischen Gottes Hülfe vereint. — Die einfache Fabel hat der moderne Dichter in freier Bearbeitung umgedichtet und die Handlung durch eine Reihe fröhlicher Missverständnisse und Einführung neuer Personen soweit kompliziert, als es für den Aufbau des Lustspiels nötig war. Aber nicht allein der Stoff ist griechischen Ursprungs, mit ihm hat sich der Dichter ein gut Stück griechischer Lebensfreude hergeholt. Etwas wie anakreonischer Sonnenschein liegt über diesem fröhlichen Liebespiel, das von Anfang bis zu Ende eine einzige schalhaft-innige Verherrlichung von Lebens- und Liebesgenüß bedeutet. Freudigste Lebensbejahrung spricht sich in allen möglichen Nuancen aus. Wir vernehmen sie aus dem Munde des Laomedon, Akydipes bebaglichen Herrn Papa, einem liebenswürdigen Selbstdideman, der die allerum-komplizierteste, alternativlichste Lebensauffassung vertritt. Noch derber und urchiger äußert sich diese Daseinsfreude in der heizatsfüchtigen Amme Arachne und ihrem höchst materialistischen Liebhaber Narcissus. Das Liebespiel dieses Pärchens bringt übrigens die grotesk-komische Note in Hardungs Lustspiel ganz in der Art der alten Komödie. Glühende Liebes- und Lebensfreude verkörpert auch die trocken temperamentvolle, jeder Zimper-

lichkeit ferne Koronis, die heißblütige Aerztin mit dem gesunden Wirklichkeitsinn und dem klaren Urteil über Menschen- und Männerart. Sie ist die emanzipierte in Hardungs Stück, das kraftvolle, herbe und heizte, lebensstürzige Weib, dem zur Seite Deukalion wie die blühende Lebenskraft selber steht. Die feinere Nuance zart verdrückender Liebe vertritt das Liebespaar Akydippe-Alkonteus. Aber auch der junge verträumte philosophische Lehrer — denn dazu ist Alkonteus in Hardungs Stück geworden — hat doch Wirklichkeitsinn genug, um den richtigen Augenblick ergreifend sich sein Mädchen durch List zu sichern, und selbst die kindhafte Akydippe ist trotz ihrer Verliebtheit in den jugendlichen Lehrer jeder Sentimentalität fern, ein pittoresker kleiner Trotzkopf, lebensfrisch und liebesfreudig wie das frohe Lied ihrer jungen Freundinnen:

„Gaben haben wir voll Güte,
Und wir sind so gern bekriegt —
Warten, daß er zärtlich wüte,
Räht und nimmt und sieht und siegt.“

So führt uns Hardungs Spiel mitten in eine Welt goldiger Daseinslust. Nur in einer an die „Götter Griechenlands“ gemahnenden Stelle vernehmen wir Töne der Wehmut, in der Elegie des die Götterdämmerung voraussehenden Pan, und dieses elegische Intermezzo mitten im lustigen Lebensspiel munit unsagbar weich und tief an*).

Ob Hardungs Stück für die Bühne geschaffen ist, darüber kann gefritten werden in einer Zeit, wo man ins Theater geht, um möglichst viel zu sehen und möglichst wenig zu denken. Denn viele Schönheiten hat Hardungs Lustspiel, die nur dem aufmerksamen und verständnisvollen Hörer bewußt werden. Freilich auch einige Längen, die vielleicht auf der Bühne weniger günstig wirken als bei der Lektüre; derlei Mängeln kann jedoch bei der Inszenierung leicht abgeholzen werden. Im ganzen großen aber müßte dieses Stück mit dem reizvollen Szenen- und Stimmungswchsel, den amüttigen Bildern und der reichen wohltonenden Sprache gerade auf der Bühne besonders zur Geltung kommen.

Einzig und allein als Aufführungstück gedacht ist das kleine bernerdeutsche Lustspiel von Otto von Grey erz: „Kändri und Wunderli oder Hei Si, wei Si, chen Si“**). Man kennt ja diese reizenden, urchig-fröhlichen Stücklein des Berner Dialektdichters, die von der Berner-Liebhaberbühne und dem Publikum immer mit soviel begeisterter Freude aufgenommen werden. Im vorliegenden Dreialter handelt es sich um den drolligen Haß zwischen Bernern und Bürbern, der sogar droht, die Heirat einer Bernerin mit ihrem Bürbergelebten zu verunmöglichen. Durch lustige Intrigen und wohl auch die Gutmütigkeit des anfangs renitenten zürcherfeindlichen Bernervaters wird der Konflikt glücklich gelöst. Auf der Bühne muß dieses harmlose Lustspiel gewiß sehr hübsch wirken, besonders durch die amüsiante Wiedergabe urchiger und drastischer Idiotismen.

*) In „Die Schweiz“ IX 1905, 23.

**) Vein, A. Franke. 1906.

(Schluß folgt).

*) Schleuditz, W. Schäfer. 1905.

Frühling in der Schwand.

(Luzerner Mundart).

Dr Föhn sprengt dor's Land us
Geber Bärgwald ond -wand us
Und reglet am Schwandhus:
„Dr fröhlig wott do!
Aer scheert ech, we fröndli,
Ve Hampfe Viöndli
Und seid, eine Schtöndli,
Hoje, hojo,
Seg'r fälber de do!“

Am Büel singet es Glöggli
Und fäcklet es Röckli.
Du, Wend, lach mr d' Lökli
Vo dem Meitschi lo goh!
Do chont's mr jo tschprenge,
Höchuf tue n'is schwenge,
Und mr juble n' ond senge:
„Was warte mr no?
Hoje, hojo,
Dr fröhlig esch do!“

Frid. Hofer, Eschenbach b. Luzern.

